



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

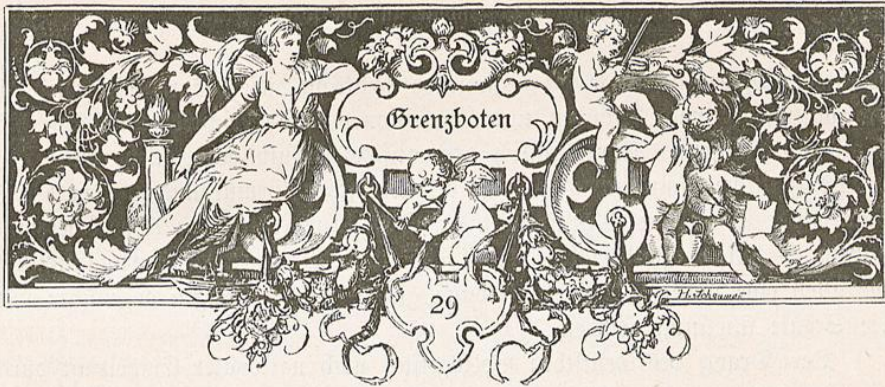
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die allgemeine Volksschule und die soziale Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die allgemeine Volksschule und die soziale Frage



er Patient muß recht krank sein. Ärzte und alte Weiber drängen sich heran, und jedes hat sein Spezifikum. Ich meine unser Volk. Als neuester Arzt kommt unserm kranken Volke der neunte deutsche Lehrertag zu Hilfe, der zu Pfingsten in Halle tagte. Auf diesem Lehrertage hat Herr Schulinspektor Scherer aus Worms einen Vortrag über die allgemeine Volksschule mit Rücksicht auf die soziale Frage gehalten, der allseitige Zustimmung fand und ein so gehobenes Bewußtsein erzeugte, daß man unter Hinweisung auf die eben vollendete That Begrüßungsworte an den Kultusminister telegraphirte. In der That hat der Vortragende auch nur ausgesprochen, was in der Lehrerwelt neuerdings in zahllosen Versammlungen und Aufsätzen erörtert worden ist. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß man in allem Ernste zu glauben scheint, mit Gedanken und Mitteln an die soziale Frage hinankommen zu können, die sich als Redensarten und folglich als gänzlich ohnmächtig erweisen.

Der Vortragende begann mit einer geschichtlichen Erörterung.*) Er wies auf Comenius zurück, der ausdrücklich fordert, daß die Kinder einer Gemeinde vom sechsten bis zwölften Jahre zusammen die Muttersprachschule besuchen sollen, damit sie sich zu allen Tugenden, besonders der Bescheidenheit, gegenseitig anregen. Erst dann mögen die Gymnasialstudien folgen. Ebenso fordert Pestalozzi erziehenden Unterricht für alle ohne Rücksicht auf Stand und Konfession. Nach dem preußischen Schulgesetzentwurfe von 1819 gliedert sich die Schule in die allgemeine Volksschule, die allgemeine Stadtschule und das Gymnasium; diese drei sind als eine einzige Nationalschule zu be-

*) Wir folgen hier dem Berichte der Saalzeitung.
Grenzboten III 1892

trachten. Leider beseitigte die beginnende Reaktion diesen Entwurf, schied die Nation wieder nach Ständen und Konfessionen und errichtete Standes- und Konfessionsschulen. Aber kirchlich-dogmatische Schulbildung giebt keine feste religiös-sittliche Weltanschauung, die des Menschen Gemüt und Denken befriedigt. Der so erzogene Mensch fällt der Sozialdemokratie und dem Atheismus anheim. — Die Sozialdemokratie will das andre Extrem, die „Zwangsschule,“ die allen eine völlig gleiche Ausbildung giebt. Diesen Fragen gegenüber muß die Schule Stellung nehmen.

Der Drang des deutschen Volksgeistes nach nationaler Einheit ist durch die Errichtung des deutschen Reichs nicht völlig befriedigt worden; denn die „wahre Homogenität“ eines Volks besteht nicht in äußern Dingen, sondern in der Gemeinschaft der geistigen und sittlichen Grundlagen. Stände und Konfessionen müssen sich wie Glieder eines Organismus aus dem nationalen Kulturleben in naturgemäßer Weise „herausentwickeln“ und nicht künstlich gemacht sein, wenn die „wahre Homogenität“ einer Nation, auf welcher ihre Stärke beruht, erzeugt werden soll. Nur dann können sie sich gegenseitig verstehen und achten und sich gemeinsam in Liebe und Eintracht an der nationalen Kulturarbeit beteiligen. Die Trennung der Kinder vom ersten Schultage an nach Ständen und Konfessionen ist aber eine künstliche: denn „alle Menschen sind in ihrem Wesen gleich, und allgemeine Emporbildung zu reiner Menschlichkeit (?) ist Zweck und Aufgabe der Erziehung bei allen Menschen.“ Durch eine nationale Schulbildung, die in ihrem Fundamente gleichartig und gemeinsam ist und durch den gemeinsamen nationalen Bildungsstoff eine im ganzen gleichartige, nur dem Grade nach verschiedene Bildung vermittelt, wird das deutsche Volk zu einer nationalen Einheit erzogen und jeder befähigt, sich an der nationalen Kulturarbeit zu beteiligen. Durch sie wird der Mensch zu einem religiös-sittlichen Charakter, der sein Eigenwohl dem Wohle des Ganzen unterordnet und sich, wenn auch die Bildungs- und Berufswege auseinandergehen, doch als Glied des nationalen Ganzen fühlt. Durch sie wird der Klassenhaß verbannt und edler Gemeinfinn unter den Gliedern der Nation erzeugt. Somit wird durch eine allgemeine Volksschule eine Ursache und eine Erscheinung der sozialen Krankheit beseitigt, zwischen Reichen und Armen ein Band gegenseitiger Liebe und Wertschätzung geknüpft, das Verständnis der Lebensverhältnisse der verschiedenen Stände unter einander, vor allem aber der vertrauliche Verkehr von Person zu Person angebahnt. Die Kinder der verschiedenen Stände regen sich gegenseitig an und müssen sich in ein soziales Ganze einfügen, worin alle gleiche Rechte und Pflichten haben. Die Gliederung der Nationalschule auf dem Fundament der allgemeinen Volksschule beginnt, wenn die Grundlagen zur allgemein menschlichen und nationalen Bildung gelegt sind und sich die individuelle Ausprägung mit ziemlicher Sicherheit erkennen läßt. Der Staat muß dafür Sorge tragen, daß es auch dem armen Kinde möglich

gemacht wird, den Weg zu einer seiner deutlich ausgesprochenen Individualität entsprechenden Berufsbildung einzuschlagen.

Auf Grund dieser Erörterungen stellte der Vortragende folgende „Zeitfäße“ auf:

Die Schule kann an der Lösung der sozialen Frage dadurch mitarbeiten, daß sie, soweit es die ihr zu Gebote stehenden Mittel gestatten, alle Glieder der Nation zu möglichst vollkommener Entwicklung ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte im nationalen Sinn und Geist bringt und eine Jugend erzieht, die frei ist von Standesvorurteilen und erfüllt ist von edelm Gemeinsinn und echter Vaterlandsliebe.

Die pädagogischen Vorbedingungen einer so gearteten Schulerziehung können am vollkommensten erfüllt werden durch eine Schulorganisation, durch welche die Angehörigen aller Stände nach Möglichkeit zusammengeführt werden und für den Übertritt aus den niedern Stufen in die höhern durch den organischen Zusammenhang aller Schulanstalten Sorge getragen wird.

Aus diesen Gründen erhebt der neunte deutsche Lehrertag folgende Forderungen:

Staat und Gemeinde sollen für die gemeinsamen Bildungsbedürfnisse auch nur gemeinsame, allen in gleicher Weise zugängliche Bildungsanstalten errichten.

Insbefondere soll für den allen Kindern notwendigen Elementarunterricht nur eine Art von öffentlichen Schulen vorhanden sein, und sollen daneben auf Kosten des Staats oder der Gemeinde besondere Vorschulen für höhere Lehranstalten, Mittel- und höhere Mädchenschulen nicht errichtet noch organisch damit verbunden werden. Die bestehenden Vorschulen sind aufzuheben.

Auf diesem gemeinsamen Unterbau der „allgemeinen Volksschule“ bauen sich die übrigen Schulen auf.

Die vorhandnen Einrichtungen, welche begabten ärmeren Kindern den Besuch der höhern Lehranstalten ermöglichen (Befreiung vom Schulgeld, kostenfreie Mumnate u. s. w.), bedürfen einer weitem Ausdehnung und werden der öffentlichen und privaten Fürsorge empfohlen.

Dem Leser werden diese Gedankengänge einigermaßen fremdartig vorkommen. Er wird den Eindruck haben, als seien eine Anzahl von Dingen mit einander verbunden worden, von denen man bisher annahm, daß sie nichts mit einander zu thun hätten. Und so ist es auch. In welcher Weise sich die verschiedenen Schulen auf einander aufbauen sollen, ist eine schultechnische Frage; aber sie wird hier nicht unter schultechnischem Gesichtspunkte, sondern unter dem der sozialen Frage behandelt. Warum? Die Vorschulen gehören in das Gebiet des Gymnasiums; welches Interesse haben die Volksschullehrer daran, dem Gymnasium beizuspringen? Die Sache verhält sich so: man hat ein persönliches Interesse daran, die Volksschule an die Stelle der Vorschule zu setzen, und da benutzt man die soziale Frage als Vorspann.

Fassen wir zunächst ins Auge, was sich der Lehrertag von der „allgemeinen Volksschule“ bei der Lösung der sozialen Frage verspricht. Natürlich soll die Schule an ihrer Lösung mitarbeiten; sie kann und sie wird diese Frage lösen, davon ist Herr Scherer fest überzeugt. Sie wird den Menschen zu dem so lange schon schmerzlich vermißten Idealmenschen erziehen, sie wird

die Wurzel alles Übels, die kurzfristige Selbstsucht, überwinden, sie wird lehren, sich weise zu beschränken, verständig zu verzichten, geduldig zu tragen, wenn es das große Ganze, wenn es die „Homogenität“ des Volks, *) wenn es die nationale Größe des Vaterlands fordert; sie wird erreichen, daß der Mensch seinen persönlichen und nahen Vorteil einem fernen und unpersönlichen bereitwillig nachstellt. Sie wird Herren schaffen, denen das Wohl ihrer Diener am Herzen liegt, wie das eigne, Knechte, die in herzlicher Ehrerbietung und Bescheidenheit ihren Herren entgegenkommen, Fabrikanten, die gern und freudig ihren Arbeitern einen billigen Anteil am Gewinne geben, Arbeiter, die bei schlechten Zeitläufen willig ihren Lohn herabsetzen, kurz, sie wird den Himmel auf Erden schaffen.

Aber es gehört ein kindlich gläubiges Gemüt dazu, den Versicherungen des Herrn Scherer zu glauben. Wir haben dieses Gemüt nicht. Wir finden, daß wenig Aussicht vorhanden ist, die Schule werde jetzt zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts fertig bringen, was etlichen Jahrtausenden nicht gelungen ist. Der Mensch bleibt doch immer, was er gewesen ist, ein geborner Egoist. Das Hemd ist ihm näher als der Rock, der persönliche Nutzen steht ihm näher als ein unpersönlicher. Es sind immer nur einzelne gewesen, die um des großen Ganzen willen sich selbst weise beschränkten. Die große Menge hat von jeher dem Nutzen oder dem Zwange gehorcht. Und diese große Menge soll nach Scherer umgewandelt, gleichsam neu geboren werden durch Darbietung eines gleichartigen nationalen Bildungstoffs; dieser nationale Bildungstoffsoll sie zu religiös-sittlichen Menschen umgestalten. Die kirchlich-dogmatische Schulbildung giebt ja keine feste religiös-sittliche Weltanschauung, wohl aber die einheitlich nationale Bildung, die thut es.

Wir möchten wohl wissen, was Herr Scherer unter „religiös-sittlich“ versteht. Wahrscheinlich die Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung für alles Wahre, Gute, Schöne und Edle, das andächtige Gefühl, das aus der Bewunderung der Güte Gottes sowie der eignen Güte entsteht, das Bekenntnis zu der heiligen Dreieinigkeit: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Dies giebt die gepriesene sichere und unerschütterliche Weltanschauung. Man stelle sich nur die durch solche Mittel gegen alle Versuchungen des Lebens geseite Seele eines Bauerjungen vor!

Und wenn nun der wirtschaftliche Streit zwischen Parteien entbrennt, die sich diesseits und jenseits der Landesgrenze befinden, zum Beispiel zwischen sächsischen Ökonomen und polnischen Arbeiterinnen, wird der national-sittlich erzogene Herr jenen Fremdlingen gegenüber eine Verpflichtung haben? Er

*) Gemeint ist doch wohl: Gleichartigkeit, ein Wort, das vor dem oben gebrauchten den Vorzug hat, daß es deutsch und daß es richtig ist. Man sagt zwar, wenn durchaus Fremdwörter gebraucht werden sollen, homogen, aber nicht Homogenität, sondern Homogenéité (homogénéité).

schädigt das Vaterland nicht, wenn er sie untergehen läßt, er gehört nicht mit ihnen zu einer „homogenen“ Masse, er hat mit ihnen nicht einmal die religiös-sittliche Unterlage gemein, denn diese ist national. Das Vaterland ist eine gute Sache, aber das höchste Gut ist es nicht. Die Sozialdemokratie hat ganz richtig erkannt, daß wirtschaftliche Fragen durch Landesgrenzen nicht beschränkt werden. Darum wird auch die nationale Schule der internationalen Sozialdemokratie nicht viel anhaben.

Das soll also die Schule leisten. Offenbar hat es die Schule bis jetzt nicht geleistet. Denn die sozialen Notstände sind hervorgetreten zu einer Zeit, wo es Schulen gab. Was stand denn der Schule im Wege? Sie war nicht richtig organisiert. Es gab Standeschulen, Konfessionsschulen, aber es gab nicht — die allgemeine Volksschule. Das Volk war auch in der Schule nach Ständen und Konfessionen geteilt. Die nationale Erziehung der „homogenen“ Masse war unmöglich.

Schön, denken wir uns einmal die Schule nach dem Wunsche des Herrn Scherer und seiner Freunde eingerichtet. Alle Privat- und Spezialschulen sind aufgehoben, es giebt eine einzige paritätische Volksschule. Die Konfessionen sind beseitigt, Christ und Jude, Katholik und Protestant, alles ist eins. Der Sohn des Grafen sitzt neben dem des Dreschers, der Sohn des Beamten neben dem des Vagabunden. Da hätten wir also keine Stände mehr, und damit wäre die soziale Frage glücklich beseitigt. Unter Anleitung des Herrn Lehrers fangen die Kinder der „homogenen“ Masse an, sich zu lieben. Sie treten in persönliche Beziehung, sie lernen sich achten. Der Sohn des Grafen sieht zu seiner Verwunderung, daß sein Nachbar auch eine Nase hat, der Sohn des Vagabunden erkennt die Thatsache an, daß der Sohn des Präsidenten lieber Butterbrot als trocknes Brot ist. Sie alle fühlen sich als ein Teil eines großen Ganzen, das man ihnen in bunten Farben gemalt auf der Landkarte zeigt. Welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur. Diese künstlich geschaffne Schulwelt hebt die übrige Welt nicht auf. Wir wollen Herrn Scherer in seiner Abneigung gegen die Konfession nicht bekämpfen, obwohl wir allen Grund dazu hätten, wir wollen annehmen, daß die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gemeinschaft keine soziale Kraft habe, daß die Konfession, daß die konfessionelle Schule nie etwas Gutes geleistet habe, daß der konfessionelle Zwiespalt in unserm Vaterlande für alle und jede Not verantwortlich zu machen sei, wir wollen alles das annehmen. Können wir aber diese Konfessionen durch unsre Mißbilligung beseitigen? In Frankreich hat man die konfessionslose Schule, und — Ultramontane, Protestanten, Juden und Atheisten bestehen ruhig neben einander fort. Noch weniger wird es gelingen, durch die Schulbank die Standesunterschiede und Standesvorurteile zu beseitigen. Es würde nicht einmal innerhalb der Schule geschehen. Der Sohn des Grafen und der Sohn des Dreschers bleiben beide trotz der

Unterweisung der Schule in Tracht und Gewohnheiten und Anschauungen dieselben, die sie zuvor waren. Die Frühstückfrage würde eine ungelöste soziale Frage bleiben, man müßte denn die Frühstücksbrote einsammeln und gleichmäßig verteilen. Dann hätte man in der Schule den richtigen sozialen Staat.

Das Verfahren, das Herr Scherer empfiehlt, kommt mir vor, als wenn ein Hofbesitzer, der sich über die vielen Sorten seines Geflügels ärgert, alle Eier derselben Art von Bruthennen unterlegen wollte. Aus Enteneiern werden aber immer wieder Enten, und aus Hühnereiern Hühner. Jeder praktische Schulmann, jeder Menschenkenner weiß, daß der Umgestaltung des Menschen durch die Erziehung enge Grenzen gesteckt sind, er weiß, daß das sechsjährige Kind bereits einen ausgeprägten Charakter mitbringt, an dem überhaupt nicht viel zu ändern ist. Dazu kommt die fortdauernde Einwirkung des Hauses, die die Arbeit der Schule lähmen kann und auch wirklich vielfach lähmt. Das große Werk der sozialen Veröhnung soll zwischen dem sechsten und dem zwölften Lebensjahre fertig gebracht werden; aber der Schulmann macht die Erfahrung, daß seine besten Schüler, auf die er sich glaubte verlassen zu können, ihm noch nach dem vierzehnten Jahre, wenn sie in die Lehre kommen, verloren gehen, und daß andrerseits an Kinder, die unter sozialistischem Einfluß stehen, überhaupt nicht hinaanzukommen ist. Sie befinden sich äußerlich unter der Reihe der andern, sind aber innerlich fremd, gepanzert und unnahbar. Wir fangen die Weltgeschichte nicht neu an, wir haben mit den Verhältnissen zu rechnen, wie sie sind.

Entweder die Schule hat die Macht nicht, die man ihr andichtet; dann ist es überflüssig, Hirngespinnsten nachzujagen. Oder sie hat diese Macht; dann hat sie auch bisher und unter den gegebenen Verhältnissen Gelegenheit genug gehabt, sie zu zeigen. Auf denselben Bänken sitzen in der Volksschule der Sohn des Handwerksmeisters und der Sohn des Arbeiters, der Sohn des Großbauern und der des Knechts neben einander. Sie werden gleichmäßig behandelt, erhalten dieselbe Unterweisung, es ist aber keine Rede davon, daß dadurch, daß sich beide du nennen, die große soziale Kluft zwischen Bauer und Knecht überbrückt werde, es ist nichts davon zu spüren, daß sich wegen der frühern Schulgemeinschaft das spätere Verhältnis von „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ freundschaftlicher gestalte. Wenn man aber glaubt, daß durch möglichst vollkommene Ausbildung des Schülers der Kampf ums Dasein erleichtert und die soziale Not gemildert werde, so irrt man sich. Man schärft die Waffen, der Streit wird nur bitterer.

Aber das Zusammensein der verschiednen Stände wird doch wohlthätig wirken, man lernt sich kennen, man lernt sich verstehen und achten. Liebe Herren, wo waret ihr, als man die Welt geteilet? Um was handelt es sich denn? Um einige wohlwollende Redensarten herüber und hinüber? Es

handelt sich um das Mein und Dein, um die Existenz, um unsern gesamten Kulturstand. Es handelt sich darum, ob an die Stelle der Religion verworrner Fanatismus, an die Stelle der Stände das allgemeine Staatsarbeitshaus, an die Stelle einer wohlwollenden und objektiven Regierung die Tyrannei von Volksführern und ihrem Anhang treten soll. Und da kommt man mit der allgemeinen Volksschule als einem Mittel der Versöhnung und meint, das Zusammensein werde wohlthätig wirken! Mit Zuckerwasser heilt man schwere Krankheiten nicht. Alle, die sich mit den vorliegenden Fragen ernstlich beschäftigt haben, sind darüber einig, daß mit Worten, Vorstellungen, Vernunftgründen nichts anzufangen ist. Man kann vielleicht noch da helfen, wo man imstande ist, die Verhältnisse zu bessern. Im übrigen ist die Frage zu einer Macht geworden. Die Zeit der diplomatischen Verhandlungen ist vorüber.

Man mache doch die Probe, man gehe in eine sozialdemokratische Versammlung, man sage den Leuten: Ihr seid im Irrtum, liebe Leute, ihr habt eine falsche Erziehung genossen. Eure Kinder sollen es besser haben, sie sollen die Wohlthat genießen, mit den Kindern der Kapitalisten auf derselben Schulbank zu sitzen. Beide sollen lernen, Freunde zu werden und sich mit einiger Rücksicht zu behandeln. Der Sohn des Bankiers wird zwar seine Millionen behalten, und ihr werdet euren Taglohn behalten, aber ihr müßt einsehen, daß das mit Rücksicht auf die nationale Größe unsers Vaterlandes nicht anders geht. Was würde die Antwort sein? Ein einstimmiges Hohngelächter. Wenn aber ein Mittel bei der einen Partei nicht verfängt, darf man um feinetwillen der andern Partei keine Opfer zumuten.

Wird man aber dadurch, daß der Staat die Vorschulen oder andre höhere Schulen aufhebt, die Kinder der höhern Stände in die Elementarschule bekommen? Schwerlich. Vielmehr werden an ihrer Stelle sofort zahlreiche Privatschulen entstehen. Seiner Zeit hat man diese Privatschulen, mit deren Leistungen man nicht zufrieden war — schon darum, weil sie zu ungleich waren und sich zu wenig dem Bedürfnis der Gymnasien anschlossen —, durch Vorschulen ersetzt; man würde also für die Volksschule nichts gewinnen, vielmehr nur das höhere Schulwesen schädigen. Wenn also aus dem Plan der Volksschule überhaupt etwas greifbares werden soll, so geht es nicht anders, als daß die Privatschulen unterjagt werden, und daß geboten wird: alle Kinder müssen die öffentliche Volksschule besuchen. Das wäre dann die sozialistische Zwangsschule, gegen die sich der Vortragende ausgesprochen hat, auf die er aber in Wirklichkeit hinarbeitet. Es ist nicht nötig, zu beweisen, daß dies ein unerträglicher Zwang wäre, ein Gesetz, das in ländlichen Bezirken überhaupt nicht durchzuführen sein würde.

Die andre Forderung, daß nämlich der Staat dafür Sorge tragen solle, daß begabte Kinder armer Eltern die höhern Schulen besuchen können, ist

noch bedenklicher. Der Gedanke ist innerhalb des sozialistischen Staates von selbst gegeben. Denn da der Staat alles bestimmt und alle Arbeit verteilt, mag er sich auch die Kinder aussuchen, die für bestimmte Geistesarbeiten geeignet sind. So dumm sind die Sozialisten nicht, zu glauben, daß sie mit dem großen Einmaleins auskämen. Sie haben ebenfalls Schulen verschiedner Art im Auge. Wo aber der sozialistische Staat nicht besteht, ist es unerhört, dem Staate die Aufgabe zu erteilen, für die Ausbildung der Jugend unbemittelter Stände in höhern Schulen zu sorgen. Ja, wenn Mangel an Gymnasiasten und Studenten wäre, könnte der Staat ein Interesse haben, indem er selbst eingreift, den Mangel zu decken. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr befinden wir uns in der Verlegenheit der Übersfülle. Die allgemeine Schulpflicht bedeutet einen tiefen Eingriff in die Selbstbestimmung des Hauses. Sie wird gerechtfertigt durch das allgemeine Staatsinteresse und bezieht sich nur auf das Minimum. Darüber hinaus kann der Staat unmöglich gehen, schon darum nicht, weil er mit der Forderung auch die Pflicht übernimmt, dafür zu sorgen, daß die nötigen Schulen unterhalten werden. Wieviel Mühe macht es aber, auch nur für das Minimum der Leistung hinreichend zu sorgen. Das Staatsinteresse geht auch keineswegs dahin, die Zahl der Gymnasiasten oder Studenten zu vermehren. Das allerübelste wäre es, den Anfang der Laufbahn zu erleichtern, dann aber seine Hand abzuziehen und jene unglücklichen Menschen, die ihre Studien nicht vollenden und die auf eine Anstellung nicht warten konnten, untergehen zu lassen. Man würde sich ein Bildungsproletariat heranziehen ohnegleichen. Was ein solches Proletariat für Schaden anrichtet, hat Rußland Gelegenheit, am eignen Leibe zu spüren.

Nun hat aber Herr Scherer gar nicht so viel gefordert, er ist auch hier auf halbem Wege stehen geblieben. Das sieht man schon an der Fassung seiner „Leitsätze.“ Der dritte „Leitsatz“ fängt an: „Der neunte Lehrertag fordert,“ und dann folgt unter 3: die vorhandnen Einrichtungen zur Förderung armer begabter Kinder werden der Ausdehnung und Fürsorge empfohlen. Das paßt nicht zu einander. Es hilft auch nichts und befriedigt niemand, wenn ein paar Stipendien mehr ausgesetzt werden. Man könnte mit gleichem Rechte sagen: Einen drückenden und hoffnungslosen Mangel giebt es nicht, da jährlich zweimal das große Loß gewonnen wird. Entweder also bedeutet die Förderung armer Kinder der Menge gegenüber gar nichts, oder sie müßte Maße und Formen annehmen, die der gegenwärtigen Staatseinrichtung oder dem gegenwärtigen Staatsinteresse gegenüber ganz undenkbar sind.

Sehen wir uns nun das, was Herr Scherer als die Aufgabe der Schule bei Lösung der sozialen Frage bezeichnet, und was der Lehrertag, indem er die „Leitsätze“ annahm, zur eignen Sache gemacht hat, näher an, so enthält es höchst bedenkliche sozialistische Züge. Der Vortrag des genannten Herrn könnte auch die Überschrift haben: Inwieweit kann die Schule den Forderungen

der Sozialdemokratie entgegenkommen? Antwort: Halbwegs. Die andere Hälfte findet sich dann.

Wenn sich die Schule in dieser Weise an der Lösung der sozialen Frage beteiligen will, muß sie ernstlich zur Ruhe verwiesen werden. Wir sind überzeugt, daß sich Herr Scherer für einen entschiednen Feind der Sozialdemokratie hält; Eugen Richter hält sich auch dafür. Aber die Sätze, die er angefangen und unvollendet gelassen hat, können nicht anders als in sozialistischem Sinne vollendet werden. Wir sind auch überzeugt, daß die große Menge der Lehrerschaft, auch der größere Teil von denen, die den „Leitfäden“ zugestimmt haben, mit dem Vortrage oder mit seinen gegebenen Folgerungen nicht ganz übereinstimmen. Man kann sich doch dem Eindrucke nicht verschließen, daß das Zukunftsbild, das der Vortragende von der allgemeinen Volksschule entworfen hat, Potemkinsche Dörfer sind, ein künstlich gemachter Schein, nicht die Wirklichkeit. Warum hat man sich denn aber auf die Frage überhaupt eingelassen?

Man gewinnt den Eindruck, daß der Lehrerschaft an der allgemeinen Volksschule viel gelegen sei, aber wenig an der sozialistischen Begründung. Diese ist nur als Vorspann hinzugenommen worden, da nun einmal die soziale Frage zugkräftig ist. Der Angriff richtet sich gegen die Gymnasialvorschulen, die man gern beseitigen möchte.

Daß sich das Urteil der Schulmänner gegen diese Vorschulen richtet, hat seine Berechtigung, und man kann behaupten, daß in dem Wunsche, diese Schulen zu beseitigen oder zu verbessern, eine große Übereinstimmung herrsche — weit über jene Kreise hinaus, die gegen die Vorschule hinter der anti-sozialen Fahne zu Felde ziehen. Derartige Vorschulen pflegen die Methode der Schnellfabrikation anzuwenden. In sechs halben Jahren wird das sechs-jährige Pensum durchgepeitscht. Dann wird der Schüler dem Gymnasium überwiesen, das seinen Schwerpunkt auf das Latein legt und die Elementarfächer nur nebenbei betreibt, oft mit recht unglücklicher Hand. Die höhern Mädchenschulen drängen in den Unterklassen schnell vorwärts, um zum Französischen und zur Litteraturgeschichte zu kommen. Man scheint dazu berechtigt zu sein, da die Mädchen schnell auffassen und schnell gefördert werden können. Aber die Sache ist ungesund. Keine Pflanze darf übertrieben werden, es straft sich sonst später. Mit dem Jungen ist es dieselbe Sache. In der Vorschule wird alles durchgenommen und durchgehehzt, aber es fehlt die Befestigung und Vertiefung, die ihre Zeit haben will, es fehlt die Breite zur sichern Grundlage, und dieser Mangel macht sich durchs ganze Leben geltend. Der preußische Kultusminister soll gesagt haben, er bereue es nicht, daß er die Dorfschule besucht habe. Das ist ganz richtig. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes beklagt es, daß er bis zum Gymnasium die Privatschule und nicht die Elementarschule besucht hat. Das hat Lücken gegeben, die sich lange fühlbar gemacht haben. Man kann auch erleben, daß die „höhere Tochter,“ die den Wert von

Schiller und Goethe gegen einander abwägt, mit dem Einmaleins auf gespanntem Fuße steht. Hierzu kommt, daß die Vorschulen nicht selten überfüllt sind und von Leuten besucht werden, die eigentlich nicht hinein gehören. Mancher Vater täuscht sich über die Fähigkeiten seines Kindes. Das Kind zeigt sich im vierten, fünften Jahre, in der Zeit der lebhaftesten Entwicklung, sehr geweckt, es verspricht etwas, aber schon die ersten Schuljahre zeigen, daß es nicht hält, was es versprochen hat. Wird das Kind in die Volksschule geschickt, so bleibt es da; wird es in die Vorschule geschickt, so geht es gegen die Ehre, es wieder herauszunehmen, es geht in das Gymnasium über, führt dort ein kümmerliches Dasein und verschwindet aus der Quarta, nachdem es weniger fürs Leben gewonnen hat, als ihm die Volksschule gegeben hätte. Auch die leidige Großmannsucht bringt viele Eltern dahin, ihre Kinder in die höhere Schule zu schicken, wohin sie gar nicht gehören, nur um etwas bessres vorzustellen.

Da erscheint es als ein praktischer Vorschlag, die Vorschulen aufzuheben und durch die Volksschule zu ersetzen. Es hat etwas bestechendes, die eine allgemeine Volksschule zum Fundament des gesamten Unterrichts zu machen und die Fachschulen und höhern Schulen erst später abzuzweigen. Aber diese eine allgemeine Volksschule giebt es nicht. Die Volksschule der großen Stadt, der kleinen Stadt und des flachen Landes sind ganz verschiedene Dinge. Wenn man auch die Armenschulen aufgehoben hat, so hat man doch Volksschulen verschiedner Art in denselben Städten. Diese eine Volksschule kann es erst recht nicht geben, wenn sie die Unterlage zur höhern Schule sein soll. Wer einen weiten Weg vor sich hat, muß früh aufstehn und ordentlich auftreten; die Volksschule wandelt aber einen recht gemächlichen Gang. Der Unterricht schleppt sich langsam vorwärts, langsamer, als es die Gründlichkeit fordert, und das hat seinen Grund in Umständen, deren die Schule nicht Herr ist.

Herr Scherer begründet seine Forderung der allgemeinen Volksschule mit dem Satze: Alle Menschen sind gleich, also bedürfen sie auch der gleichen Erziehung. Das mutet einen recht altertümlich an, wie der Duft aus der seligen Großmutter Komode. Wenn ein solcher Satz vor hundert Jahren aufgestellt wurde, so wandte er sich gegen den Übermut der höhern Stände, die zwischen sich und dem niedern Volk einen Rassenunterschied annahmen und dem Volke die Schule als etwas dem höhern Wesen vorbehaltenes versagen wollten. Der Satz beruht auf der damals für richtig gehaltenen, aber seitdem längst aufgegebenen Annahme, daß die Seelen aller Menschen bei der Geburt ein unbeschriebnes Blatt und darum gleichartig seien. Die Pädagogik aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ging von dieser Annahme aus. Die Freude an der neu gefundenen Methode verleitete zu ihrer Überschätzung. Man glaubte mit seinen methodisch-psychologischen Mitteln alles machen, den Menschen wie ein Haus aufbauen zu können. Auch unsre großen Pädagogen stehn unter

diesem Irrtum, woraus ihnen kein Vorwurf gemacht werden soll. Die Menschenseele ist aber keineswegs ein weißes Blatt; wenn es auch noch keine Schrift hat, so hat es doch Farbe und Art. Wollten wir uns auf Darwinschen Standpunkt stellen, so müßten wir sagen: Die geistige Eigenschaft des Kindes besteht in einer Summe ererbter Eigenschaften, ererbter Tugenden und Fähigkeiten. Gerade in dieser Verschiedenheit besteht der Fortschritt. Es bilden sich vorzüglichere Arten aus, während die geringern aussterben. Darum würde die Pflege dieser Verschiedenheiten den Fortschritt, Gleichmacherei den Rückschritt bedeuten. Wir stellen uns nicht auf diesen Standpunkt, haben es auch für unsre Frage nicht nötig, denn es ist weltkundig, daß die ersten sechs Jahre bei den Kindern einen Unterschied hervorbringen, der ganz erstaunlich ist. Von dem Satze: Alle Menschen sind gleich, kann gar nicht die Rede sein. Kinder, die zu Hause Anregung gehabt haben, sind andern, die stumpf aufgewachsen sind, um Jahre voraus, sie haben einen ganz andern Schatz von Wörtern und Wahrnehmungen als jene. Schon die Sprache macht einen großen Unterschied. Es ist nicht einerlei, ob die Schule die richtige Sprache vorfindet oder erst noch schaffen muß; sie braucht dazu jahrelange Arbeit. Es ist ein großer Unterschied, ob die Kräfte der Kinder außerhalb der Schule zu häuslichen oder Feldarbeiten aufgebraucht werden oder nicht, ob das Haus bei den Schularbeiten hilft oder sie unmöglich macht. Und alle diese verschiedenartig und verschieden vorbereiteten Kinder will man auf dieselbe Schulbank setzen? Man will die lebendigen und schnell fassenden Kinder der bessern Stände zum Gedankenstillstande verurteilen, damit die andern nachkommen können? Man würde damit den größten Schaden anrichten. Ebenso unrecht wäre es natürlich, wenn sich der Lehrer nur mit den Kindern befassen wollte, die vorwärts kommen, und die andern vernachlässigte. Herr Schulinspektor Scherer meint, man könne die durch häusliche Erziehung vernachlässigten Kinder aus der Volksschule entfernen. Na, wohin denn mit ihnen, wenn es nur die eine Volksschule geben soll? Wenn er der Meinung ist, man könne eine Art Strafkolonie einrichten, eine Volksschule „zweiter Güte,“ so möchte ich dem Herrn Schulinspektor wohl wünschen, daß er seine eignen Vorschläge auszuführen hätte. Er würde bald sehen, daß die in der häuslichen Erziehung vernachlässigten Kinder die große Mehrzahl sind, er würde es den verehrlichen sein Haus stürmenden Müttern schwerlich klar machen können, daß der betreffende Herr Sohn ein Schlingel oder ein Strohkopf ist, sondern immer nur die Antwort erhalten: Das geschieht nur, weil wir arm sind, und weil die Reichen vorgezogen werden. Und der ganze schöne soziale Plan würde schon an dieser Ecke scheitern.

Es ist also klar, daß die eine allgemeine Volksschule zur Vorstufe des höhern Unterrichts ungeeignet ist. Aber denkt man sich auch die Volksschule möglichst günstig gegliedert, so gehen doch, wenn man die Schüler bis zum

zwölften Jahre darin festhält, dem Gymnasium zwei bis drei Jahre verloren. Man sagt, das schade nichts, und hat auch insofern Recht, als das Gymnasium mit kürzerer Zeit auskommen könnte, wenn es besser vorbereitete und reifere Kinder in die Sexta bekäme. Es fragt sich in der That, ob die Plage mit dem Lateinischen nicht zu zeitig anfängt. Man kann auch annehmen, daß ein ordentlicher deutscher Unterricht, durch den die Kinder die Gesetze ihrer Muttersprache verstehen und handhaben lernen, dem Latein wirksam vorarbeiten, ja der fremden Sprache einen großen Teil ihrer Schwierigkeiten wegnehmen würde. Aber es fragt sich, ob die Volksschule diesen Unterricht geben würde. Richtiger würde es sein, den Arbeiten der Vorschule mehr Raum zu lassen und diese bis in die Mittelklassen des Gymnasiums planmäßig fortzuführen. Neuerdings hat man in den Oberklassen dem deutschen Unterrichte mehr Raum geschaffen. Dasselbe könnte auch mit der Sexta und Quinta geschehen.

Aber das sind Fragen, die das Gymnasium angehen, das selbst wissen muß, was ihm frommt. Die Volksschule hat offenbar keinen Beruf, hineinzureden. Die Volksschule mag über ihren Elementarunterricht urteilen; wie aber dieser Unterricht beschaffen sein muß, um als Unterlage für den höhern Unterricht zu dienen, das weiß sie nicht. Sie thäte also besser, die Hände davon zu lassen. Was würde der Volksschullehrer sagen, wenn der Philologe ihm ins Konzept fahren wollte!

Hier entsteht nun die Frage: Wenn die soziale Frage mit der der allgemeinen Volksschule ernstlich nicht verbunden werden kann, wenn innere Gymnasialfragen den Elementarlehrer nicht interessieren können, wie kommt es, daß die Forderung einer allgemeinen Volksschule in Lehrerkreisen so populär geworden ist? Die Sache hat einen persönlichen Grund. Man denke sich einen Landschullehrer, der es erlebt, daß alle seine bessern Schüler aus der Schule genommen und in die Stadt geschickt werden, während er mit dem Schund zurückbleibt. Oder man denke sich einen Elementarlehrer in der Stadt, dem die Vorschulen die besten Schüler wegnehmen. Daß beide auf die Stadtschule und auf die Vorschule nicht gut zu sprechen sind, ist begreiflich. Der Wunsch, nicht bloß mit den Elementen zu thun zu haben, die die niedrigsten Bevölkerungsklassen liefern, ist berechtigt. Aber es ist ein persönlicher Wunsch. Man berücksichtige, daß jene Lehrer, denen man weismacht, sie stünden an Bildung allen andern gleich, überträfen aber mit der Methode alle Welt, es schwer empfinden müssen, wenn sie nur die Kinder der Ungebildeten unterrichten müssen. Sie möchten in die Reihen der höhern Lehrer, von denen sie sich ja nur in Bezug auf das Fach unterscheiden. Es berührt sie angenehm, wenn erstrebt wird, daß die Volksschule nicht eine niedere Bildungsanstalt, sondern die Grundlage aller Schulen sein solle, wenn also die gesamte Volksschule zur Vorschule für Gymnasium und Universität wird. Aber das sind eben nur persönliche Gründe, die die Frage selbst nicht entscheiden können.

Es ist nicht unmöglich, daß später einmal eine angemessen organisierte Volksschule die Grundlage der höhern Schulen und Fachschulen wird. Aber so wie sich Herr Scherer die Sache denkt, geht es nicht, am wenigsten in Verbindung mit der sozialen Frage.



China und das Abendland

(Schluß)

4



In Amerika soll demnächst durch eine möglichst großartige Weltausstellung das Andenken der kühnen Männer gefeiert werden, die vor vierhundert Jahren zum erstenmale die weite Fahrt nach Westen gewagt und dabei unerwartet einen neuen Erdteil entdeckt haben. Die That des Columbus stellte die alte Welt plötzlich vor unübersehbare neue Aufgaben, und gewiß wird darum das Jahr 1492 einer der wichtigsten Zeitpunkte in der Geschichte der Menschheit bleiben. Vielleicht aber weist später der Kulturhistoriker dem Jahre 1842 einen nicht minder hohen Rang zu, denn da begannen die künstlichen Schranken zu fallen, die bisher den freien Verkehr zwischen dem Abendlande und dem großen Reiche der Mitte verhindert hatten. Zum erstenmale hatten die Chinesen die schwere Faust einer europäischen Großmacht fühlen müssen; nun kam es darauf an, wie sie sich in die durch den Frieden ganz veränderten Verhältnisse finden würden. Sehr bald zeigte sich allerorten wieder eine bedeutende Verschiedenheit zwischen dem Benehmen der Beamten und dem des Volks, und obwohl sich dieser Unterschied seitdem etwas gemildert hat und jetzt nicht mehr so offen hervortritt wie gleich nach dem ersten Kriege, so ist er doch fast in sämtlichen Beziehungen der Abendländer zu den Chinesen der alles beherrschende Zug geblieben. Die ganze gewerbtreibende Bevölkerung der fünf dem Verkehr geöffneten Häfen lernte rasch den bedeutenden Vorteil schätzen, der ihr aus dem großen Wandel der Dinge erwuchs. Mächtig blühte der Handel empor. Besonders Hongkong und Shanghai hatten schon nach wenigen Jahrzehnten in der Statistik des Schiffsverkehrs, in der die tausende von chinesischen Dschunken noch gar nicht einmal mitgerechnet werden, eine sehr hohe Tonnenzahl aufzuweisen, und jetzt stehen sie darin nur wenigen andern Häfen nach. Mit allen Erdteilen wurden bald regelmäßige Dampfverbindungen hergestellt. Zugleich entwickelte sich zwischen den einzelnen Vertragshäfen an der chinesischen Küste ein reger Verkehr durch europäische Schiffe, wobei An-